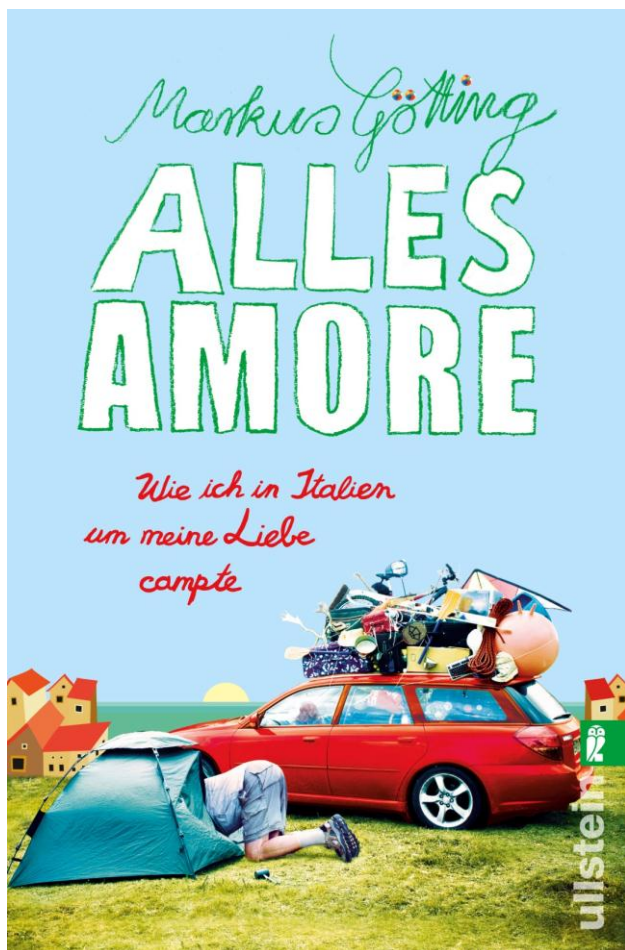


Leseprobe aus:

Markus Götting
Alles Amore



© 2014 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf ullstein-buchverlage.de

Markus Götting

Alles Amore

Wie ich in Italien
um meine Liebe campte

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juni 2014

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2014

Umschlaggestaltung: sempersmile Werbeagentur, München

Titelillustrationen: © Getty Images/Simon (Auto, Gepäck)

Winnall; © Shutterstock/daniana (Häuser)

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Excelsior

Papier: Munken Print Cream von

Arctic Paper Mochenwangen GmbH

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-548-37555-7

Für meine wundervolle kleine Familie

Uno

Himmel, ist das heiß hier. Und Hölle: In meinem Schädel pocht der Kopfschmerz auch Stunden später noch wie die Bässe einer Hardcore-Techno-Hymne.

Wumm wumm wumm.

Wie lange bin ich jetzt wohl unterwegs? Gefühlt mindestens drei Tage, und wenn meine Uhr richtig geht, dann sind es immerhin gute zwanzig Stunden. Und die letzten beiden in diesem an sich herrlich anachronistischen Bummelzug von San Severo haben mich total fertiggemacht. Natürlich ist das bezaubernd. Dieses gemütliche Rattern und Rumpeln entlang der adriatischen Küste in der hübschen Provinz Foggia. Aber fertig macht es mich trotzdem. Physisch, weil mein Rücken nach einer ganzen Weile so sehr mit den alten rissigen Kunstledersitzen verschmolzen war, dass ich glaubte, nur ein Einsatzkommando der lokalen Feuerwehr könne mich je wieder ablösen.

Mental war ich nicht minder ausgelaugt. Ermattet und entsprechend wehrlos saß ich da. Krächzende Stimmen hatten sich in meinen Kopf gebohrt, die drei alten Schnattertanten hatten schon beim Einsteigen eine offenbar ziemlich kontroverse Diskussion begonnen, die sie mit allerlei Gesten und bemerkenswerten Amplituden in ihrem süditalienischen Singsang bis zum Aussteigen durchgeorgelt hatten.

Das ist ja das Verrückte hier in Süditalien: so viele Stunden bei Donatella, meiner lombardischen Italienischlehrerin; Zeitung lesen, Gameshows in der RAI gucken, alles bene. *Semplice*. Aber sobald die hier in ihrem Dialekt palavern, versteht man selbst als ambitionierter Hilfsitaliener genauso wenig wie ein Krabbenfischer, der ins Ötztal verschleppt wurde.

Mein Schwiegervater liebt diesen Bummelzug. Wahrscheinlich weniger, weil er eine Reise im Sinne des Raumgewinns darstellt, sondern vielmehr eine in die Vergangenheit. In eine Zeit, in der die Deutschen grässlichen Wein aus bauchigen Flaschen tranken und diese nachher zu Kerzenständern umfunktionierten. Damals war Peter noch ein Pionier, der seine Familie in einem schnaufenden VW-Bus bis in den äußersten Zipfel Apuliens expedierte; und seine vier Kinder wurden noch wie wundersame Wesen bestaunt. Diese blonden Haare! Das älteste dieser Kinder ist meine Frau Lena.

Vor dem Gesetz und fürs Finanzamt ist sie das jedenfalls immer noch ...

Die Lok ächzt, als der Zug zum Stehen kommt. Willkommen in Sepiana. »Stazione terminale«, sagt der Schaffner über Lautsprecher. Ich muss resigniert schmunzeln: Endstation.

Der sogenannte Bahnhof, das hatte ich schon fast vergessen, ist ein niedlicher Witz. Ein gelbes Siebziger-Jahre-Häuschen, das exakt so aussieht wie aus einem Modelleisenbahn-Bausatz von Faller; die Zypressen auf dem kleinen Vorplatz erscheinen arg mitgenommen. Viel geregnet hat es wohl nicht in den vergangenen Wochen. Zwei Dutzend Leute steigen aus; die Schnattertanten schlurfen durch den Staub

hinüber zum Bus, der wie die übrigen Autos nach guter italienischer Sitte mit laufendem Motor wartet. Auch, wenn er frühestens in einer Viertelstunde fährt.

Ein Typ, der mir irgendwie bekannt vorkommt, holt in seinem roten Golf Cabrio zwei Touristinnen mit schweren Rucksäcken ab, die er sich vorbildlich über je eine Schulter hängt. Ich krame Zigaretten aus meiner Umhängetasche hervor, dann blicke ich mich um. Wo ist Willi?

Willi ist mein väterlicher Camper-Kumpel, den ich vor ein paar Jahren während meiner Hochzeitsreise hier auf dem Campingplatz kennengelernt habe. Ein patenter Rentner aus dem Rheinland, der mir nicht nur half, meinen allerersten Wohnwagenurlaub in Würde zu überstehen, sondern mich geduldig in dieses seltsamste aller Ferien-Milieus einführte. Vor ein paar Tagen hatte er mich angerufen, als Lena mit den Kindern im »Grande Paradiso« angekommen war; und dabei hat er mich dermaßen zusammengefasst, wie ich es sonst nur von meinem echten Vater kenne, wenn ich ihn alle paar Monate mal wieder anpumpe, um mein defizitäres Konto auszugleichen.

Kein Willi. Nirgends. Und ich muss zugeben, meine Ankunft hier hätte ich auch besser organisieren können. Wie so ziemlich alles in meinem verkorksten Leben.

Es ist noch keine 24 Stunden her, da wäre ich im Augustiner-Garten beinahe von der Bierbank gepurzelt. Wir waren eine ziemlich lustige Runde in ständig wechselnder Besetzung (ich war wenigstens diesmal die einzige Konstante), die schon am Nachmittag damit begonnen hatte, Erfrischung in

Maßkrügen zu suchen. So ganz konkret und in allen Details erinnere ich mich leider nicht mehr. Ein paar Filmfetzen sind mir geblieben: Toni, mein bester, wenn auch nicht seriösester Freund, war von meinem bluesigen Gejammer dermaßen genervt, dass er bloß sagte: »Dann fahr ihr doch hinterher.«

Und ich weiß auch noch, wie ich in der Dämmerung die Arnulfstraße entlang zum Hauptbahnhof getaumelt bin. Aber statt in die U-Bahn zu steigen und die zwei Haltestellen nach Hause zu fahren, um meinen Rausch auszuschlafen, bin ich geradewegs in das Service-Center gewankt.

Da können die Leute ja noch so viel über die Deutsche Bahn und ihr unfreundliches Personal meckern: Ich muss ehrlich sagen: Wie es der Frau am Schalter gelungen ist, aus meinem Gelalle die wesentlichen Informationen herauszufiltern und mir tatsächlich ein Ticket nach Sepiana statt nach Sardinien oder sonst wohin zu verkaufen, das nötigt mir Respekt ab. Jedenfalls saß ich nur wenig später im Nachtzug nach Bologna.

Und ja: In diesem Fall ist der Begriff Odyssee ausnahmsweise mal völlig angemessen. Schließlich geht es bei dieser Irrfahrt tatsächlich um einen Mann, der sich nichts sehnlicher wünscht, als endlich wieder nach Hause zurückkehren zu dürfen.

Der Bus hupt. Die Türen schließen. Kein Willi. Immerhin gelingen mir trotz meines erbärmlichen Zustands noch ein paar sinnvolle Assoziationen – ich renne also los und kann den Bus gerade noch an der Ausfahrt des Bahnhofsvorplatzes stoppen. Keuchend lasse ich mich auf einen Platz fallen, die Schnatteranten labern zwei Reihen hinter mir munter weiter.

Ist jetzt auch wurscht. Wir fahren zwanzig Minuten durch wild bewucherte Serpentine in Richtung Marktplatz von Sepiana. Die Kurven werden zu einer Belastungsprobe für meinen Magen. Bevor ich mich übergeben muss, löse ich den obersten Knopf meiner Jeans. Platz schaffen. Dann wähle ich erneut Willis Nummer. Heute in der Früh, beim Umsteigen in Bologna, hatte ich es schon mal bei ihm versucht, aber sofort sprang seine Mailbox an. Wahrscheinlich gibt es mal wieder kein Netz auf dem »Grande Paradiso«. Wenn es immer heißt, unser Campingplatz habe sich seine malerische Ursprünglichkeit bewahrt, schließt das wohl auch ein, selbst im 21. Jahrhundert auf Mobilfunkmasten zu verzichten. Dabei hatte ich früher immer geglaubt, man würde einen Italiener sofort für klinisch tot erklären müssen, sobald er sein Handy und die Sonnenbrille verloren hat.

Meine SMS hat Willi jedenfalls auch nur bekommen, falls er wirklich den Platz mal verlassen sollte. Und hoffentlich kann er als Rentner überhaupt etwas mit SMS anfangen.

Immer noch die Mailbox.

In der Zwischenzeit kommt auch hier wieder die Adria in Sicht und die ersten windigen Häuschen von Sepiana, deren von der Sonne angestrahltes Weiß dem Reisenden schon von weitem entgegenleuchtet. Sepiana war bis vor 15 Jahren ein unbedeutendes Fischerdörfchen, das vorübergehend mal berühmt wurde, als eine Tippgemeinschaft von hundert Leuten den bis dahin größten Jackpot der italienischen Lottogeschichte geknackt hat. Vor allem aber ist es seit Jahrzehnten Lenas absoluter Sehnsuchtsort – eine Obsession, an die ich mich im Laufe der Jahre notgedrungen gewöhnt habe. Die sich nun

aber auf unsere zwar unmündigen, dafür jedoch sehr meinungsstarken Kinder übertragen hat.

Der Bus lässt uns an der Piazza raus. In meinem Fall sollte ich eher sagen: er spuckt uns aus. So jedenfalls fühle ich mich – wie ausgekotzt. In meinem Kopf schwirrt die Melodie von »Strada del Sole« herum. Großartiges Lied, in dem Rainhard Fendrich das Schicksal eines armen Tropfs besingt, der am Rande der italienischen Autobahn A1 in der Hitze steht und von seiner Frau sitzengelassen wurde für einen dieser schmierigen Papagalli. Und jetzt ist er allein und komplett abgebrannt: »I hob kaane Lire und kaane Papiere.«

Zugegeben, die Ausgangssituation in meinem Fall ist eher andersherum, soweit es das Sitzenlassen betrifft, und meine Papiere habe ich auch noch am Mann, aber i hob kaane Euros. Jedenfalls nur noch erschreckend wenige.

Als Krisenreporter einer großen Hamburger Zeitschrift hatte ich schon die ein oder andere unangenehme Situationen erlebt. Naturkatastrophen, Kriege, Straßenschlachten, Staaten, die dem Bankrott entgegengetaumelt sind. Aber es waren immer die Krisen anderer, und ich war nur der teilnehmende Beobachter. Jetzt ist es meine eigene. Und wieder einmal muss ich feststellen, dass ich sehr viel besser darin bin, die Fehler Fremder zu analysieren als meinen eigenen, selbstverschuldeten Schlammassel.

Mein Hemd klebt an meinem Rücken, Schweißflecken unter den Achseln. Vor ein paar Wochen war ich noch monsterstolz darauf, dank eines entschlossenen Ernährungs- und Fitnessprogramms endlich wieder in diese supereng geschnittenen Slimfit-Klamotten

reinzupassen. Jetzt muss ich allerdings feststellen, dass ich mit meinen albernem schmalen Jeans und den überehrgeizigen Lederschuhem allenfalls in der Via Montenapoleone in Mailand eine *bella figura* machen würde. Hier auf dem *corso* eines Touristendorfes glotzen mich die Leute völlig zurecht an wie einen Volldeppen.

Meine Zunge ist so pelzig, als würden mir Haare aus dem Mund wachsen. Es ist später Nachmittag, und das Dörfchen erwacht gerade aus seiner Siesta – mit allem, was dazu gehört: Kinder-Gezeter, Vespa-Geknatter und einem handfesten Streit unter den sonst so fröhlichen Afrikanern, die gerade um den besten Platz rangeln, um ihre gefälschten Vuitton-Taschen an deutsche Feriengäste zu verhökern. Alles bewegt sich und wuselt und geht irgendwie zu schnell für einen Menschen, der gerade nur in Slowmotion denken und agieren kann. Für einen Menschen wie mich.

Ich habe Durst. Und weil ich gelernt habe, dass in Italien ein Cappuccino um diese Uhrzeit noch peinlicher ist als in München Weißwurst zum Abendessen, hocke ich mich in die nächstbeste Bar. Soll ich wirklich ein Konterbierchen trinken? Soll ja den Gleichgewichtssinn wiederherstellen, heißt es doch immer. Ich hab so was noch nie ausprobiert. Am Ende siegt doch die Vernunft, und ich bestelle einen *caffè americano* und ein großes Wasser. Und dieser Platz hier unter der schattenspendenden Markise erscheint mir als der einzig erträgliche Ort.

»Mahlzeit!«

Eine Stimme wie das Versprechen auf Erlösung.

Ich war gerade völlig auf mein Handy und die nächste Verzweiflungs-SMS an Willi fixiert und aus der Welt um mich herum quasi verdunstet, als er leibhaftig vor mir steht. Vielleicht sollte ich besser sagen: beleibthäftig.

Was mich wirklich beruhigt, sind Dinge und Menschen, die sich nie ändern. So wie mein Freund aus Bergisch-Gladbach. Er trägt das amtliche Teutonen-Outfit aus khakifarbenen Bermudas und Sandalen, Hütchen auf, und über seinem mächtigen Bauch spannt ein T-Shirt, auf dem steht: »Nicht vergessen – sechs Bier sind auch ein Essen.«

»Willi! Endlich!«

Ich springe auf und will ihm um den Hals fallen, bleibe dabei aber dermaßen blöde an der Tischkante hängen, dass meine Kaffeetasche umfällt und meine Hose einsaut. Meine einzige Hose.

Nachdem er sich aus meiner äffchenartigen Umklammerung gelöst hat, hält mich Willi mit ausgestreckten Armen an beiden Schultern fest und betrachtet meine elende Erscheinung.

»Jung', bist du bescheuert?«

»Öhm, ja, schon, aber was genau meinst du? Den Kaffeefleck?«

»Du weißt genau, was ich meine.«

Ich wünschte, ich wüsste es. Die Checkliste meiner Dummheiten ist ungefähr so lang wie diese Anmeldezettel, die man ausfüllen muss, wenn man einen neuen Arzt besucht.

Leiden Sie unter unstetem Lebenswandel? Check.
Konto überzogen? Kann man wohl sagen.

Kreditkarten gesperrt? Einstweilen.

Führerschein verloren? Aber wirklich gerade erst.

Ärger mit Ihren Chefs? Öfter als nötig.

Problem mit der Frau? Nicht nur mit einer.

Und sind Sie wirklich hackevoll in einen Zug nach Italien gestiegen? Yo, ganz offensichtlich.

»Willi«, sage ich, »um ehrlich zu sein – ich mache gerade nichts, was nicht irgendwie radikal behäm-mert wäre. Es ist, als würde eine kosmische Kraft mir das Hirn aus dem Schädel saugen und Aliens damit füttern. Verstehst du?«

Willi versteht *niente*. Okay, das war jetzt vielleicht auch ein bisschen zu abstrakt formuliert. In seiner praktischen Welt funktionieren die Dinge einfach. Und was nicht passt, wird passend gemacht. Handwerksmeister eben.

Wir setzen uns an den Tisch mit der Kaffeepfütze drauf; ich zünde mir – unter Willis erneutem Stirn-runzeln – noch eine Zigarette an und erzähle von meiner Anreise, die ich erst südlich von Ancona bei einigermaßen vollem Bewusstsein erlebt habe.

Wir sitzen schon eine gute Viertelstunde beisamen, als es mir gelingt, den Kellner heranzuwinken: »*Due birre, per favore.*«

»Das ist das erste Mal, dass du was Vernünftiges sagst«, findet Willi.

Bislang kannte er die ganze Trennungsgeschichte von Lena und mir ja schon aus zwei Perspektiven: jener von Peter, meinem Schwiegervater, der nie wieder ein Wort mit mir reden will und schon sechs Wochen in Sepiana Urlaub gemacht hat. Jetzt ist er Gott sei Dank schon wieder weg. Und wenn ich Wil-lis Schilderung glauben darf, müsste ich mich nicht wundern, wenn die weitere Umgebung des »Grande Paradiso« bereits mit Bildern von mir tapeziert ist, wie man sie früher im Wilden Westen von Steckbrie-fen für Billy the Kid kannte.

Seit ein paar Tagen ist auch Lena mit den Kindern da, und ihre Darstellung ist auch nicht sehr viel schmeichelhafter für mich.

»Um es für dich noch einmal zusammenzufassen«, sagt Willi und blickt so finster drein, wie ich es nicht mal erlebt habe, als ich bei meinem ersten Besuch im »Grande Paradiso« ausgerechnet während der Übertragung eines Fußball-Länderspiels für einen kompletten Stromausfall auf dem Campingplatz gesorgt hatte. »Jeder, und zwar absolut jeder auf dem Platz hält dich für ein riesengroßes Arschloch. Das schließt mich übrigens ein. Aber das habe ich dir vor ein paar Tagen ja schon am Telefon gesagt.«

In der Bar haben sie die Musik schon mal in den Abendprogramm-Modus hochgeschaltet. Aus den Boxen dröhnt »Get Lucky« von Daft Punk, so was mögen sie ja hier in Disco-Land. »*She's up all night to the sun / I'm up all night to get some / She's up all night for good fun / I'm up all night to get lucky.*« Im Prinzip geht's in dem Lied um einen Typen, der die ganze Nacht über wach bleibt, weil er unbedingt noch diese eine Frau flachlegen will. Für mich klingt der Text schon ein bisschen zynisch, während ich meine billigen Ausflüchte gegen die laute Musik anbrülle.

Ich beuge mich weiter über den Tisch, noch näher ran an Willi, und versuche, jetzt mal vernünftig zu klingen: »Pass auf, ich weiß gut genug, dass ich einen Haufen Blödsinn angerichtet habe, und ich weiß auch, dass Lena nur noch mit mir redet, um ein paar Sachen wegen der Kinder abzuklären. Aber ich will sie zurück! Deshalb bin ich hier. Und du musst mir helfen.«

»Ich bin Gas- und Wasserinstallateur, nicht Jesus.«

»Lass Jesus aus dem Spiel, und auch keine Witze über den lieben Gott. Darauf reagieren die hier in Italien echt allergisch, so abergläubisch wie die sind. Nee, du musst so 'ne Art Mandela spielen.«

»Wat?« Willi hat ein sehr, sehr großes Fragezeichen auf der Stirn und starrt mich an, als würde mir ein rosa Bart wachsen.

»Nelson Mandela! Der Mann, der Weiß und Schwarz in Südafrika wieder zusammengebracht hat? Friedensstifter? Definitiv der größte Versöhner des 20. Jahrhunderts.«

Gut, ich gebe zu, dass dieser Nachsatz auch Willis Verständnis nicht auf die Sprünge hielf, aber im Groben scheint er allmählich zu kapieren. Ohne Unterstützung kann ich das hier komplett vergessen. Ich erzähle ihm von meinen Freunden, die beim »Playboy« arbeiten und mir mal das Prinzip des *Wingman* erklärt haben. Das ist der Kumpel, mit dem du in eine Bar gehst, um Frauen aufzureißen. Einer, der dir hilft, möglichst geistreich zu erscheinen, sobald du einen Flirt anfängst, und sich dann zum geeigneten Zeitpunkt auch wieder diskret verdrückt. Vor allem aber gibt er dir Rückendeckung, falls du mal die Falsche angebaggert hast und ihr Freund dir eine reinhauen will.

Willi ist entsetzt: »Du hast den falschen Job. Und vor allem die falschen Freunde. Und genau so ein Wing-Ding hat dich wahrscheinlich auch in diese Scheiße gebracht, in der du jetzt sitzt.«

Damit hat er natürlich nicht ganz unrecht. Der Kellner bringt gerade eine neue Runde und, wie es eigentlich eher in Norditalien so üblich ist zum Aperitivo, auch ein paar kleine Häppchen zum Knab-

bern. Angesichts meiner tristen finanziellen Situation betrachte ich das mal als Mahlzeit.

Ich sage: »Es geht ja auch nicht darum, dass wir jetzt im Grande Paradiso lässig mit der Sonnenbrille im Gesicht an die Bar spazieren und einen auf Top Gun machen, eher ...«

Willi unterbricht mich: »Du! Spazierst! Ganz sicher nicht ins Grande Paradiso. Die lassen dich da gar nicht mehr rein. Kein Paradies für dich!«

Na bravissimo, das ist sie also: Die Vertreibung aus dem Paradiso. Das klingt schon verdammt alttestamentarisch, beängstigend archaisch irgendwie. Aber in der Tat ist das ja alles nur passiert, um im Bild zu bleiben, weil ich von den verbotenen Früchten genascht hatte. So viel ist sicher.

Als ich Willi in groben Zügen meine Sicht auf die vergangenen Monate geschildert hatte, wurde seine Sympathie für mich und mein Handeln nur geringfügig besser. Aber er war sehr interessiert an Details. Und mein beachtliches Ausmaß an Zerknirschtheit und Reue hat zumindest ein gewisses Verständnis bewirkt. Am Ende ist der Willi halt auch nur ein Mann.

Ich stürze das Bier runter: »Wer von den Jungs ist gerade auf dem Platz?«

»Der Bürgermeister ist da, wie immer, seit drei Monaten schon. Und Herbert ist mit seinem neuen Wohnmobil auf dem Weg.«

Der Bürgermeister ist eine Legende unter den deutschen Campern im »Grande Paradiso«. Viele, viele Jahre lang führte er in der *Zona Dragone*, wo traditionell die Deutschen ihre Wohnwagen aufbauen, ein strengeres Regime als Saddam Hussein im Irak. In den gut zwanzig Jahren, die er schon hierherkommt, hatte er sich als eine Art Parallel-

regierung zum Campingplatz-Manager betrachtet (es war eine Machtergreifung, da hatte niemand die Wahl); und am Anfang war auch ich ganz schön mit ihm zusammengerasselt. Die Altersmilde hält ihn inzwischen davon ab, sein sogenanntes Amt weiter auszuüben, aber immerhin hat er seinen Ehrentitel als Spitznamen behalten. Weil: Helmut heißen hier eh genügend andere auch.

»Bingo«, sage ich, »das ist genau die richtige Besetzung. Wir brauchen eine Task-Force! Einen Plan!«

Willi schaut auf seine Uhr und erschrickt: »Heiland, ich hab völlig die Zeit vergessen. Ich hab der Inge gesagt, ich geh nur kurz was beim Gemüsehändler einkaufen.«

»Wie bitte? Du belügst deine Frau?«

»Um dich zu treffen, muss man lügen, mein Lieber. Kann ich dich noch irgendwohin mitnehmen? Wo pennst du denn überhaupt?«

»Keine Ahnung. Ich hatte gehofft, ich könnte irgendwie ein paar Tage bei euch ... Aber das ist ja wohl passé. Mein Entschluss war ja auch ... öhm ... dann doch etwas spontan.«

Willi sieht an mir herunter, an mir vorbei, als wolle er prüfen, ob das Stuhlbein angesägt ist; er schaut unter den Tisch. Dann sagt er: »Wo ist dein Gepäck?«

»Sag ich doch – war spontan. Ich hab kein Gepäck. Und Geld hab ich eigentlich auch keins mehr.«

Due

Schon wieder so ein pelziges Gefühl. Nur diesmal habe ich es nicht im Mund, sondern im Gesicht. Als ich kurz aufwache, streicht eine kleine getigerte Katze mit ihrem Schwanz durch mein Gesicht. Wenigstens hat sie nicht die Krallen ausgefahren.

Mit einem kleinen Satz hüpfte sie auf mein Bett und legt sich neben mich. Wie zu einem Knäuel zusammengerollt. Nun, ein Mann in meiner Situation darf ja nicht besonders wählerisch sein, was die Bettpartner betrifft. Aber um die Uhrzeit? Es ist 6.30 Uhr. Und ich will weiterpennen. Bitte!

Wahrscheinlich war ich noch mal für eine Weile eingedöst. Jetzt jedenfalls reißt mich das rege Treiben aus der Küche nebenan aus dem Schlaf. Schüsseln scheppern, und als ein Teller krachend zu Boden fällt, springt die Katze maunzend auf, reckt ihren Schwanz nach oben und macht einen Buckel.

Von der Frauentoilette dringen durch die dünne Wand Geräusche an mein Ohr, die ich lieber überhört hätte; auf dem kleinen Flur ein wildes Stimmengewirr und das übliche italienische Geschrei. »A-les-saaandraaaa!!!« – »*Sì, un attimo. Aspetta, aspetta!*«

Auch das ist das Land, in dem die Zitronen blühen.

Ein paar Sonnenstrahlen bahnen sich ihren Weg durch die Staubschicht auf der kleinen Fensterschei-

be meines Zimmers; ich schwing mich aus meinem Bett.

Okay, vielleicht sollte ich das weniger idealisieren: Ich klettere aus einer quietschenden Pritsche, angesichts derer mein Orthopäde seinen Rezeptblock aufschlagen würde. Ringsum kahle, weiße Wände. Die einzige Dekoration in diesem Zimmer sind die Madonnenfigur auf einer Kommode, der gekreuzigte Gottessohn an der einen Wand sowie ein vergilbtes Poster an der anderen, das vermutlich die Fische darstellt, die man hier traditionell aus der Adria zieht. Ich mache zwei Schritte rüber ans Waschbecken. Es gibt wie erwartet nur kaltes Wasser, und ich haue mir eine ordentliche Ladung ins müde Gesicht.

Mein Hemd liegt noch auf dem Boden über meiner Jeans. Ich beuge mich runter und schrecke angeekelt zurück. Boah, stinkt das! Ich kann nicht glauben, dass dieser Geruch wirklich von mir stammt. Vielleicht hat ja auch die Katze auf meinen Klamottenhaufen gepinkelt.

Ich schwitze schon in der Früh ganz erbärmlich, und mein Körper fühlt sich an, als wäre er auf doppelte Breite angeschwollen. Ich quetsche mich in mein müffelndes Hemd und lasse nach landesüblicher Sitte drei statt zwei Knopflöcher offen. So passt es auch besser. Nur die Jeans bringe ich kaum höher als bis zum Oberschenkel; ein Ruckeln und Reißen und Zerren, dass mich an entwürdigende Szenen erinnert, wie ich sie früher beim Klamottenkauf in Umkleidekabinen erlebt habe, wenn Verkäuferinnen meine Größe falsch eingeschätzt haben. Oder einfach nur mal wieder einen Kunden erniedrigen wollten.

Letztlich kriege ich die Hose dann doch noch

hochgezogen; allerdings zwickt sie an einer äußerst empfindlichen Stelle. Wäre ich jetzt aus einer Vielzahl trauriger Gründe nicht eh schon mit der Familienplanung durch, müsste ich mir ernsthaft Sorgen machen.

Ich ziehe zu Belüftungszwecken die Schnürsenkel aus meinen Lederschuh, auf Socken verzichte ich gänzlich.

»*Buongiorno.*« Matteo steht neben der mächtigen chrom-glänzenden Kaffeemaschine. »*Un caffè? Un doppio?*«

»In Wahrheit könnte ich einen Dreifachen vertragen«, sage ich. Mein Nacken schmerzt, und so richtig kriege ich die Augen noch gar nicht auf.

Er drückt mir eine Tasse in die Hand, als ich ihm in die Küche folge. Immerhin überdeckt der verlockende Duft frischer Kräuter, angebräunter Zwiebeln und der Tomatensaucen, die seine beiden Köchinnen gerade anrühren, meinen ranzigen Gestank.

»Danke«, murmele ich.

»Dafür nicht«, sagt Matteo lächelnd.

»Ich meine auch eher für den Unterschlupf.«

»Kannst gern ein paar Tage bleiben. Ist das Zimmer okay?«

»Da bringst du doch sonst immer deine illegalen Küchenhilfen unter, oder?«

Er grinst: »Na klar, aber zu dritt. Und wer Glück mit seiner Schicht hat, bekommt das Bett sogar für sich allein.«

Matteo spricht phantastisch Deutsch – so wie eigentlich alle, die seit Jahrzehnten in Sepiana vom Tourismus leben. Als Lena uns vor ein paar Jahren vorstellte, mochte ich ihn sofort; er sieht ungefähr

so aus wie der amerikanische Komiker Jerry Lewis in jungen Jahren. Allerdings ist Matteo bedeutend lustiger.

Er und Lena sind als Teenies aufgewachsen wie Geschwister. Wenn sie zweimal im Jahr mit ihrer Familie auf dem »Grande Paradiso« Urlaub machte, verbrachten die beiden den ganzen Tag gemeinsam am Strand; später fuhr er sie abends auch gern mal mit seiner Vespa hoch ins Dorf und in die einschlägigen Bauerndiscos.

Ich hatte befürchtet, dass ihn die gemeinsame Geschichte in einen unüberbrückbaren Loyalitätskonflikt stürzen könnte, als Willi mich gestern Abend spontan hier an Matteos Restaurant ab lud. Aber italienische Männer haben viel Verständnis für einen Typen, der seiner Frau fremdgeht. Jedenfalls, solange er dabei kein Kreuzfahrtschiff auf Grund setzt. Und sie haben noch mehr Verständnis dafür, wenn er später reumütig bei seiner Frau an der Haustür kratzt. Familie ist doch das große Thema in diesem schönen Land. Und die Läuterung eines fremdgegangenen Mannes wird da natürlich sehr begrüßt. Allein schon wegen der *bambini*.

»Warum hilfst du mir?«, frage ich.

»Nächstenliebe«, sagt Matteo.

»Kapiert mich nicht.«

»Nun, du bist ein Mann. Und du hast Schwäche gezeigt. Und den Schwachen muss geholfen werden«, sagt Matteo. »Das ist Nächstenliebe.«

Ich muss ein wenig lachen. Hätte nicht gedacht, dass ausgerechnet Matteo sich dermaßen christlichen Traditionen verpflichtet fühlt. Aber man muss den italienischen Katholizismus vielleicht auch nur als das akzeptieren, was er ist: ein Leitfaden fürs

Leben, der auch gewisse heuchlerische Elemente spielerisch zu integrieren versteht.

Matteo redet von der Versuchung, der Verführung, der ich nicht widerstehen konnte. Fehlt nur noch, dass er was vom sündigen Apfel faselt.

Matteo fragt: »Wie geht das weiter mit dir und Lena? Hast du einen Plan?«

»Schau mich an! Wenn ich einen Plan hätte, müsste ich nicht in einem stinkenden Hemd rumlaufen. Und in einer Hose, die mir die Eier abklemmt.«

Wir gehen raus auf die Terrasse, die sich spätestens zum Mittagessen wieder bis auf den letzten Platz füllen wird. Mittagessen, das ist spätestens um zwölf Uhr – deutsche Camper sind pünktlich. Und den Rhythmus ihrer Kantine gewöhnt.

Matteos Vater klettert auf diesem Holzgestell rum, das dem Restaurant seinen Namen gegeben hat: Trabucco. Entlang der apulischen Küste stehen diese Konstruktionen alle paar Kilometer; eine Plattform auf gut zwanzig Meter langen Stelzen im Wasser, hier sogar mit einer kleinen Hütte drauf. Es ist eine so simple wie geniale Konstruktion. Ein paarmal am Tag lässt man die Netze runter, Fische rein, Netz rauf, fertig. Würde sogar ich mir noch zutrauen. Und wer weiß – wenn ich wirklich länger bleibe, ziehen sie mich bestimmt noch zu leichteren Arbeiten heran.

Matteo hat den Trabucco in eine Premium-Location verwandelt. Am Rand der Terrasse hat er seit diesem Sommer eine Lounge eingerichtet. Cremefarbene Kunstlederpolster auf Europaletten, dazu brennen Fackeln auf Holzgestellen. Urbaner Style mitten in der Provinz. Im Prinzip ist das exakt die

Welt, aus der ich komme, und vielleicht funktioniert sie ja auch deshalb als Brücke.

Das Restaurant ist ein kurioser Mix aus Piratenspelunke und Szenebar, wie man sie sonst eher auf Ibiza findet. Eine Bretterbude, die als Bar und Gästecounter fungiert, drei Dutzend windschiefe Tische mit Eigenbau-Stühlen für insgesamt einhundert Gäste, über den Köpfen Fischernetze und getrocknete Palmenblätter. Der Laden thront ganz oben auf genau jenem Felsen, der die Bucht des »Grande Paradiso« zur Linken begrenzt. Auf der anderen Seite blickt man auf Sepiana herab. Und abends geht die Sonne hier so unverschämt atemberaubend unter, dass sich ständig Touristen ins Bild drängen und sich gegenseitig fotografieren.

Noch heute rühmt sich Peter, mein Schwiegervater, dafür, der wahre Erfinder dieses Geschäftsmodells zu sein. Früher hat Matteos Vater die Fische tagsüber auf Eis gelegt und abends kurz auf den Grill gehauen. Ob er jemals Deutsch gelernt hat, ist schwer zu sagen, weil ich ihn noch nie habe reden hören. Meistens sitzt er abends an einem kleinen Tisch in dem zugigen Flur, von dem auch mein Zimmer abgeht, und mümmelt an frittierten Kleinfischen rum. Zu seinen Füßen liegen zwei Mischlingshunde, die so grotesk verwachsen sind, als hätte sich in ihre DNA auch etwas Artfremdes gemischt. Sie liegen da und warten auf herunterfallende Happen. Währenddessen starrt der alte Gino wie hypnotisiert auf seinen alten Fernseher, wo Fußballspiele laufen oder irgendeine stumpfsinnige Gameshow mit blonder Assistentin.

Matteo ist seit knapp zehn Jahren mit einer hübschen blonden Australierin verheiratet und lebt

abwechselnd in Sepiana und am Strand von Byron Bay in New South Wales. Das macht zwölf Monate Sommer im Jahr.

Er ist einer der wenigen, die auch mal rauskommen aus diesem Dorf. Und so hat er auch das Konzept des *ristorante* ein bisschen abgewandelt und in die Gegenwart übertragen. Auf der Terrasse gibt's WLAN-Empfang, und aus den Lautsprechern läuft Ibiza Global Radio oder Radio Swiss Jazz. Sogar Handys funktionieren hier gelegentlich mal, wenn auch nicht zuverlässig. Vor der Bretterbude reiht man sich in eine lange Schlange ein, bestellt sein Essen, zu dem auch gern mal Austern gehören. Dafür ruft Matteo dann einen Preis auf, wie er sonst in Sterne-Lokalen üblich ist. Aber nicht mal die notorisch geizigen Campingfreunde nörgeln daran rum.

Wir lehnen uns an die Brüstung der Terrasse und schauen runter aufs Wasser. Das Meer klatscht wuchtig an die Felsen, die Gischt spritzt bis hinauf zu uns. Salz auf meiner Haut.

Gino, der alte Fischer, zieht jetzt die Netze hoch, darin zappeln ein paar Fische. Kleinvieh, das er früher wahrscheinlich zurück ins Meer geworfen hätte. Ohne Frage: Auch er hat, zumindest was seine Beute betrifft, schon bessere Zeiten erlebt.

»Was ist denn überhaupt passiert?«, fragt Matteo scheinheilig.

Als ob er das nicht schon längst gehört hätte. Lena und ihre Familie kommen seit gut drei Jahrzehnten mindestens zweimal im Jahr hierher; sie gelten gewissermaßen als Einheimische, und natürlich zerreißt man sich auch über sie das Maul. Sepiana ist ein Dorf, das es in puncto Geschwätzigkeit und

übler Nachrede mit jeder Zeitungsredaktion aufnehmen kann.

»Willst du die ganze Geschichte oder die Kurzfassung?«

»Kurzfassung reicht.«

»Mit 'ner anderen rumgemacht, aufgefliegen und dann zu Hause rausgefliegen.«

»So kurz nun auch wieder nicht. Wie alt, wie groß, wie sieht sie aus?«

»Und welche Körbchengröße?«, ergänze ich. Typisch Italiener, denke ich, der ist wieder nur an den technischen Daten interessiert.

Ich zeige ihm ein Foto von Sandra auf meinem Handy. Matteo macht ein anerkennendes Kenner-Gesicht. Letztlich ist er Italiener genug, als dass ihn die amourösen Details doch mehr interessieren, als er zugeben will. Also erzähle ich ihm von Sandra, wie ich sie in einer meiner Lieblingsbars in München kennengelernt hatte. Sie sah aus wie Jean Seberg in dem Film »Außer Atem«, kurzes blondes Haar, von dem ihr gern mal ein paar kecke Strähnchen wie ein sanfter Schleier ins Gesicht hingen. Frische 25 Jahre und ein Blick, der am Anfang in meinem Körper das Testosteron zum Tanzen brachte. Auf den ersten Blick war sie eine beinahe schüchterne Philosophie-Studentin. Allerdings stellte sich schon bald heraus, dass sie sich im Nachtleben sehr viel besser auskannte als mit Hegel oder Kant.

»Und Lena hat nix bemerkt?«

»Dachte ich zumindest. Das ging ja auch zuerst nur ein paar Wochen, und eigentlich wollte ich das auch beenden, aber dann bin ich einen Abend total besoffen nach Hause gekommen und hab mein Handy auf dem Küchentisch liegen lassen. Na ja, und dann

kamen die ganze Nacht über SMS, und Lena ist von dem Gepiepe aufgewacht und hat alles gelesen. Am nächsten Morgen, als die Kinder weg waren, hat sie mich dann rausgeschmissen.«

»Verständlich. Du bist aber auch ein Trottel. Das Handy liegen lassen!«

»Anfängerfehler. Ich weiß.«

Handy liegen lassen geht heutzutage gar nicht mehr. Natürlich sollte jede Frau skeptisch werden, wenn ihr Mann von einem Tag auf den anderen sein Mobiltelefon nicht mehr unbewacht lässt. Dann liegt etwas im Argen.

Das Handy ist die Black Box der Untreue, das Logbuch zum Ehebruch.

»Du hast der anderen wirklich deine ganz normale Handynummer gegeben?« Matteo blickt mich ungläubig an und schaltet jetzt auf so einen Casanova-Modus um, den ich bisher nur aus Lenas Erzählungen kannte.

In Sepiana gibt es ja nicht mal ein Kino. Und wenn du in so einem Dorf aufwächst, bist du hauptsächlich damit beschäftigt, deine Vespa zu frisieren, und sobald du 18 bist, legst du dein Auto tiefer und versiehst es mit allerhand Spoilern. Ansonsten betreiben die Kids hier im Wesentlichen drei Sportarten: Fußball, Surfen und blonden Urlauberinnen nachstellen – da ist es egal, ob sie aus Deutschland, Holland oder Schweden kommen. Im Fußball war Matteo immer schon eine Niete. Surfen, das hat er auch jetzt noch drauf wie kein Zweiter. Und bei den Mädels spielte er bis kurz vor seiner Hochzeit in Pokal, Meisterschaft und Champions League gleichzeitig.

»Wie dämlich seid ihr Deutschen eigentlich?«, murmelt Matteo und schüttelt den Kopf.

Er sagt: »Zwei Frauen, zwei Handys – wichtigste italienische Regel.« Und dann erzählt er von einem Kumpel, der unter den Jungs im Ort für immer eine Legende ist, weil er gleich mit fünf Handys hantierte, in einem kleinen Büchlein genau notierte, was er welcher Frau erzählte und einen Master-Kalender führte, in dem er alle Termine synchronisierte. Dummerweise hat er am Ende trotzdem den Überblick verloren. Eine kleine Narbe am Handgelenk erinnert ihn heute noch an den Nachmittag, als es zu dieser folgenreichen Doppel-Verabredung kam, in deren Verlauf eine der Frauen ihm ihren frisch gebrühten Espresso ins Gesicht schütten wollte und er gerade noch die Hände hochreißen konnte, um sich zu schützen.

»Bei uns«, sage ich, »würde ihn das zum Wettermoderator im Fernsehen qualifizieren.«

Matteo schaut mich ein bisschen verständnislos an. Auch, wenn in Sepiana an jeder Ecke die Bild-Zeitung verkauft wird, scheint er in deutschen Boulevard-Storys nicht ganz so sattelfest. Kann man aber auch verstehen. In einem Land, das immer wieder von Silvio Berlusconi regiert wurde, haben sie genug eigene lustige Schmuddelgeschichten.

»Aber bist du nicht extra wegen Lena und den Kindern wieder nach München gezogen?«

»Das ist ja das Absurde«, sage ich. Monatelang hatte ich meine Chefredakteure bequatscht, mich doch von zu Hause arbeiten zu lassen. Ich hatte es mit professionellen Argumenten versucht, dass ich als Auslandsreporter ohnehin die meiste Zeit unterwegs sei. Ich war mir auch nicht zu schade, die Trä-

nendrüsen-Nummer abzuziehen: die vielen Reisen und dann noch die Pendelei zwischen Hamburg und München und dass meine beiden Kinder auch ihren Vater bräuchten. Und irgendwann, als sie wahrscheinlich das Gefühl hatten, ihnen würde das Blut aus den Ohren laufen, ließen sie sich auf das Experiment ein.

»Und weißt du, was? Kaum war ich wieder zu Hause, war alles noch viel nerviger als vorher.«

Ich erzähle Matteo von den ständigen Streits mit Lena, diesen alltäglichen gegenseitigen Sticheleien, die uns irgendwann beide mürrisch gemacht hatten. Von ihrem Genörgel an meinem Lebensstil und den Dienstreisen, von unseren Meinungsverschiedenheiten um die Erziehung der Kinder – im Prinzip alles, was meine Kumpels schon ein paar Jahre zuvor durchlitten hatten. Bis sie wieder Single waren.

Gewonnen haben sie dadurch nicht viel. Ebenso wenig wie ich jetzt.

Wie also konnte mir das alles bloß passieren? Mich in so ein junges Ding zu verknallen, das ich zunächst als eine Art Spielzeug betrachtet hatte; in eine Frau, die dann allerdings umgekehrt, nämlich mich, ziemlich zügig entsorgt hat. Wie ein Spielzeug, das jetzt doch irgendwie langweilig geworden ist.

Natürlich hatte mir das mit Sandra geschmeichelt. Du testest deinen Marktwert und löst ihn mal ein. Männer in meinem Alter sind anfällig für so was; es sei denn, sie haben ein Ego, das durch keine Tür passt. Ich aber bin ein notorischer Selbstzweifler, auch wenn ich auf manche Menschen arrogant wirken mag. Und ich war ja immer wie besessen darauf, anderen Leute zu gefallen, egal wie wichtig sie wirklich in meinem Leben sind. Inzwischen habe ich

festgestellt, dass man durchaus ohne den ständigen Applaus überleben kann.

Es ist eher so: Wenn du's ständig allen recht machen willst, ist das der sicherste Weg in die Klapse.

Ich schaue hinunter auf das Meer, das in der Sonne glitzert wie Millionen Diamanten.

»Weißt du eigentlich, wie wundervoll das ist?«, sage ich. »Das ist das Paradies.«

»Es ist *il culo al mondo*«, korrigiert mich Matteo grinsend – der Arsch der Welt. Matteo sagt: »Aber ich gehöre hier hin. Ganz einfach. Und wenn du einmal weißt, wo du zu Hause bist, willst du auch immer wieder da hin.«

Ich nicke nachdenklich: »Verstehe.«

»Und damals wolltest du erst gar nicht her.«

»Stimmt, aber was du sagst, gilt ja nicht nur für Sepiana. Das ist doch das Irre. Manchmal merkst du erst, wie großartig etwas ist, wenn du es verloren hast.«

»Damit kennst du dich ja aus.« Matteo lacht und schlägt mir mit der flachen Hand auf den Oberarm: »Dann lern zu kämpfen.«

Er klingt dabei fast so wie Lena während unserer Hochzeitsreise, als sie sagte: »Dann lern zu campen.«

Matteo geht zurück an die Arbeit, und ich streune ziellos über die Terrasse, am äußersten Zipfel gibt es ein schönes schattiges Plätzchen mit Blick auf den Campingplatz.

»Markuuus?!«

Das dürfte Alessandras Stimme sein, wenn ich mich nicht täusche. Sie trägt einen Teller in der einen Hand, in der anderen eine Flasche Wasser, über deren Öffnung sie ein Glas gestülpt hat.

»*Mangi, mangi*«, sagt sie, als sie den Teller mit einem monströsen Makrelen-Omelett vor mir auf dem Tisch abstellt. Sie befiehlt es vielmehr: Iss!

Wenn ich an die Geräusche denke, die ich vorhin von der Toilette gehört hatte, kann ich nur hoffen, die gute Alessandra hat sich in der Zwischenzeit die Hände gewaschen.

Jetzt bin ich erst mal allein. Mit mir und meinen wirren Gedanken. Das Absurde ist ja, dass ich eigentlich weit weg wollte von all dem hier. Und nun frage ich mich: Warum eigentlich?

Mit Anfang vierzig fängt so ziemlich jeder Mann damit an, Bilanz zu ziehen. Oder schlimmer noch: Vergleiche anzustellen. Das ist bei uns Männern offenbar genetisch einprogrammiert. Wir wollen uns messen und vergleichen, am Ende ist doch das ganze Leben ein Wettkampf. Irgendwie. Das soll jetzt gar nicht kulturpessimistisch oder sozial-darwinistisch klingen. Es ist einfach so.

Früher gab es diese Sparkassenwerbung: Mein Haus, mein Auto, mein Pferd. Das war mutig, weil: ein Spiel mit Arschlöchern. Aber es passte in den Zeitgeist des Börsenbooms, vor allem konnte sich jeder Mann in diesen beiden Typen wiedererkennen.

Andere in meinem Alter leiten ganze Fernsehsender, den Telekom-Konzern oder das Bundeswirtschaftsministerium. Sie sind Vizekanzler, wenn auch der schlechteste in 65 Jahren Bundesrepublik.

Und ich? Hatte immer von einem Korrespondentenjob in New York oder wenigstens in London geträumt, von Freiheit und Abenteuer, und das alles mit einer fröhlichen Familie im Rücken. Lena hatte mir neulich eröffnet, dass sie das alles nicht will. Sondern lieber München – für immer und ewig.

Und ich fragte mich: Kann das hier alles gewesen sein?

Vielleicht habe ich wirklich verlernt, einfach mal zufrieden zu sein mit dem, was ich habe. So schlecht ist das in Wahrheit ja gar nicht. Aber letztlich geht es fast allen meinen Freunden so. Sie können einfach nicht glücklich sein – egal, wie reich sie sind, wie perfekt, zumindest von außen betrachtet, ihr Leben auch sein mag.

Irgendwie war mein persönliches Koordinatensystem komplett kollabiert. Und das nicht allein wegen Sandra – sie war mehr Symptom als Auslöser. So viel hatte ich dann auch verstanden.

Die Luft riecht ein wenig nach Maggi; das kommt von dem Kraut, das hier an den Felsen wächst. Da unten liegt das »Grande Paradiso«. Seit dem verheerenden Brand, den wir vor ein paar Jahren während unserer Hochzeitsreise miterleben mussten, hat sich die Vegetation erstaunlich schnell erholt. Grundstücksspekulanten, so heißt es, hatten damals das Feuer gelegt. Die Walze war wie eine Lawine den Hügel bis hinunter an den Strand gedonnert; hinter der Rezeption flogen Gastanks in die Luft, dann rissen die Flammen Wohnwagen und Caravans mit sich. Bilder wie aus dem Film Armageddon. Wir packten die wichtigsten Dinge in einer wasserfesten Tasche zusammen und flohen wie all die anderen Urlauber einfach geradeaus ins Meer. Über uns kreisten Löschflugzeuge und Hubschrauber, und letztlich hatten uns Rettungskräfte mit kleinen Booten gleich in der Nähe evakuiert.

Ich habe von vielen Campingplatz-Stammgästen gehört, die seither nie wieder nach Sepiana gefahren

sind. So traumatisiert sind sie noch heute. Für uns und unsere Freunde aber war immer klar, dass wir nun erst recht unsere Urlaube hier verbringen würden. Das hat mit Trotz und Wehrhaftigkeit gegenüber diesen mafiösen Drecksäcken zu tun, die vermutlich nicht mal aus der Gegend stammen. Und natürlich auch ganz generell mit der legendären Camper-Solidarität.

Aus dem Kohlrabenschwarz der Hügel war ja schon recht bald ein Kackbraun geworden; nun also mehr oder weniger blühende Landschaften. Trotz der sommerlichen Dürre säumen Hunderte grüner Bäumchen den Buckel des Platzes und wachsen tapfer weiter in die Höhe. Ich nehme mal an, sie werden einstweilen noch künstlich bewässert. Die Campingplatzbetreiber jedenfalls haben sich die Wiederaufforstung eine Menge Geld kosten lassen, und selbst die bettelarme Region Gargano investiert eine stattliche Summe in dieses Projekt. Andererseits bleibt der Bezirksverwaltung auch kaum was anderes übrig: Außer dem Tourismus gibt es kaum mehr einen Wirtschaftszweig, der die Menschen ernährt.

Wenn ich jetzt runterschaue aufs »Grande Paradiso«, verstehe ich kaum noch, warum ich mich immer so gewehrt habe, hierherzufahren. Gut, bis wir das erste Mal in Sepiana waren, klang Camping für mich immer nach dem denkbar größten Alptraum. Als Jugendlicher hört sich das immer nach Saufen und Kiffen an, also ganz cool, aber ich habe mich immer gefragt, warum man das nicht auch in einem ordentlichen Hotel machen kann, da stinkt's dann auch nicht so nach Socken und verbrannten Nackensteaks vom Grill.

Der Campingplatz ist im Prinzip ein Robinson Club in schlicht. Zwei Tenniscourts, ein Bolzplatz im Zentrum; gleich daneben das Ristorante »Pico Bello«, in dem mein Freund Ercole die beste Pizza der Welt backt. Ein paar geteerte Wege durchziehen den Platz wie Adern. Und dazwischen stehen dann Wohnwagen mit Geranien vor den Butzenfenstern. Selbstgehäkelte Gardinchen, Lampions, also das gesamte Panoptikum der 80er-Jahre-Ästhetik. Gibt es alles hier. Eine Dichte von Satellitenschüsseln, wie man sie nicht mal in den Wohnsilos von Berlin-Marzahn oder München-Neuperlach vorfindet. Wie sonst sollten sie sonntags die »Lindenstraße« oder den »Tatort« empfangen? Da fahren die Leute anderthalbtausend Kilometer und schleppen sogar ihr Wohnzimmer an der Anhängerkupplung mit in den Süden, und dann schauen sie, was es Neues im Leben von Mutter Beimer gibt. So bewahren sie sich eben auch an der Adria ihr Stück Castrop-Rauxel oder Oberbayern. Camping ist ja auch transportable Heimat.

Am anderen Ende der Bucht kann ich die Grotte erkennen, und mit einem Mal habe ich diese Bilder von unseren letzten Urlauben vor Augen. Wie ein Film. Linda mit ihrer viel zu großen Taucherbrille und den Flossen, und der kleine tapsige Luca, der wirklich glaubte, mit seinem Kescher Fische fangen zu können und immer wieder in Tränen ausbrach, wenn ihm die Stichlinge entwischten. Ich habe ihn immer rübertragen müssen zur Grotte, und dann erzählten Linda und ich wilde Schauergeschichten von Krokodilen und Monsterfischen, von Wasserungeheuern und Höhlengespenstern, und irgendwann hatte Luca so viel Schiss, dass er sich erst mal nicht mehr in die Nähe der Grotte traute.

Linda ist das sensibelste Kind der Welt – mit einem Herzen, das eigentlich viel zu groß ist für ihren Körper. Sie ist jetzt sieben und so phantasievoll und kreativ, dass ich vor Stolz regelmäßig platzen könnte. Der unfassbar fröhliche, tolpatschige Luca wird bald vier; und schon als Zweijähriger spielte er am Strand so herzerreißend ehrgeizig Fußball, dass die Italiener im »Grande Paradiso« schon bald anfangen, ihn Francesco zu rufen – wie Francesco Totti, den Nationalheiligen unter den Kickern der *squadra azzurra*. Ich sehe ihn jetzt vor mir und wie wir letztes Jahr hinter einem Ball herliefen; ich verpasste ihm einen kleinen Bodycheck, und Luca krachte der Länge nach in den Sand. Er spuckte bloß lachend die Brocken aus und schnappte sich den Ball, drosch ihn an mir vorbei und brüllte Toooooor! Wobei die letzten Sandkrümel aus seinem Mund flogen.

Der dritte Wohnwagen von der Grotte aus, gleich in der ersten Reihe, im Prinzip mitten auf dem Strand. Das sind sie. Da stehen wir immer. Nur, dass ich jetzt hier oben sitze und es mir den Magen zusammenkrampft. Und das liegt sicher nicht nur an diesem krassen Makrelen-Omelett, das ich eben gedrückt habe.

Ich muss mich zusammenreißen, damit ich nicht losheule. Da sitze ich, und in meinem Kopf spielt eine kleine böse Melodie: *O solo mio ...*



Deutschlands
größte *Testleser*
Community

Jede Woche
präsentieren wir
Bestseller, noch bevor Du
sie in der Buchhandlung
kaufen kannst.

Finde Dein nächstes Lieblingsbuch



vorablesen.de

Neue Bücher online vorab lesen & rezensieren

Freu Dich auf viele Leseratten in der Community,
bewerte und kommentiere die vorgestellten Bücher
und gewinne wöchentlich eins von 100 exklusiven
Vorab-Exemplaren.

